

Emmanuel Carrère
Das Reich Gottes

EMMANUEL CARRÈRE

DAS REICH GOTTES

Aus dem Französischen und mit einem Nachwort
von Claudia Hamm



Matthes & Seitz Berlin

I

Im Frühjahr 2011 schrieb ich an einem Drehbuch für eine Fernsehserie mit. Der Plot war folgender: Eines Nachts kehren in einem Bergdorf Tote zu den Lebenden zurück. Keiner kennt den Grund oder weiß, warum genau diese Toten und nicht andere. Ihnen selbst ist nicht bewusst, dass sie tot sind. Sie bemerken es erst am entsetzten Blick ihrer Angehörigen, bei denen sie wieder ihren angestammten Platz einnehmen wollen. Es sind keine Zombies, keine Gespenster, keine Vampire. Man befindet sich nicht in einem Fantasyfilm, sondern in der Realität. Und man stellt sich ernsthaft die Frage: Nehmen wir an, diese Unmöglichkeit fände *wirklich* statt, was würde passieren? Wenn Sie in die Küche gehen und Ihre vor drei Jahren verstorbene, halbwüchsige Tochter dabei anträfen, sich eine Schale Müsli zuzubereiten und mit eingezogenem Kopf einer Standpauke entgegenzuzittern, weil sie sehr spät heimgekommen ist und nicht mehr weiß, was in der letzten Nacht passiert ist, wie würden Sie reagieren? Ganz konkret: Welche Bewegungen würden Sie machen? Welche Worte würden Sie aussprechen?

Ich schreibe schon lange keine fiktiven Geschichten mehr, aber ich kann erkennen, wann eine vorgeschlagene fiktive Grundidee stark ist, und diese war bei Weitem die stärkste, die mir in meiner Laufbahn als Drehbuchautor je untergekommen war. Vier Monate lang arbeitete ich mit dem Regisseur Fabrice Gobert jeden Tag von morgens bis abends begeistert und angesichts der von uns konstruierten Situationen und inszenierten Gefühle oft auch verblüfft zusammen. Doch dann, zumindest für meinen Teil, kippte die Stimmung mit unseren Geldgebern. Ich bin fast zwanzig Jahre älter als Fabrice, und ich ertrug es schlechter als er, ständig Prüfungen vor jungen Leutchen mit Dreitagebart bestehen zu müssen,

die meine Söhne hätten sein können und über das, was wir schrieben, blasiert die Nase rümpften. Die Versuchung war groß zurückzuschließen: »Freunde, wenn ihr so genau wisst, wie es geht, macht es doch selbst« – ich gab ihr nach. Entgegen der weisen Ratschläge meiner Frau Héléne und meines Agenten François hielt ich mit meiner Meinung nicht hinterm Berg und knallte die Tür auf halber Strecke während der ersten Staffel zu.

Monate später bereute ich meine Reaktion, genauer gesagt während eines Abendessens bei uns mit Fabrice und dem Chef des Kamerateams Patrick Blossier, der auch die Bildregie bei meinem Film *Der Schnurrbart* übernommen hatte. Ich war mir sicher gewesen, dass er der ideale Mann wäre, um *The Returned* zu machen, und gewiss, dass Fabrice und er sich bestens verstehen würden, und genau das war auch der Fall. Als ich ihnen an diesem Abend am Küchentisch zuhörte, wie sie über die gerade entstehende Serie sprachen, über die Geschichten, die wir uns in meinem Arbeitszimmer ausgedacht hatten und die nun zu Entscheidungen über Kulissen, Schauspieler und Techniker wurden, spürte ich fast körperlich, wie sich diese riesige, aufregende Maschine, als die man Dreharbeiten empfinden kann, in Gang setzte, und ich sagte mir: Ich hätte mit von der Partie sein sollen, und es ist mein Fehler, dass ich es nicht sein werde, und ich wurde plötzlich traurig, so traurig wie wahrscheinlich dieser Pete Best, der zwei Jahre lang Schlagzeuger einer kleinen Liverpooleser Band namens *The Beatles* gewesen war und diese, kurz bevor sie ihren ersten Plattenvertrag machte, verließ und sich wohl sein ganzes restliches Leben lang die Haare rauft. (*The Returned* hatte einen weltweiten Erfolg und erhielt gerade jetzt, da ich das schreibe, den *International Emmy Award* für die beste Serie der Welt.)

Im Laufe dieses Abendessens trank ich zu viel. Die Erfahrung lehrt, dass man sich über das, was man schreibt, besser nicht ausbreitet, solange es nicht fertiggeschrieben ist, und vor allem nicht, wenn man betrunken ist; derlei vertraulichen Schwärmereien bezahlt man in der Regel mit einer Woche Mutlosigkeit. Aber wahrscheinlich weil ich an diesem Abend meine schlechte Stim-

mung vertreiben und beweisen wollte, dass auch ich mit interessanten Dingen beschäftigt war, erzählte ich Fabrice und Patrick von dem Buch über die Urchristen, an dem ich schon seit einigen Jahren saß. Ich hatte es für die Arbeit an *The Returned* zur Seite gelegt und gerade wieder aufgenommen. Und ich erzählte ihnen davon, als handele es sich um eine Fernsehserie.

Das Ganze spielt in Griechenland, in Korinth, und zwar um das Jahr 50 nach Christus – doch natürlich ahnt zu der Zeit noch keiner, dass er »nach Christus« lebt. Zu Anfang sieht man einen Wanderprediger ankommen und eine bescheidene Webwerkstatt eröffnen. Ohne dafür seinen Webstuhl aufgeben zu müssen, spinnst du, den man später den heiligen Paulus nennen wird, seine Fäden und umgarnt nach und nach die ganze Stadt. Mit Halbglätze und Vollbart und immer wieder von einer geheimnisvollen Krankheit heimgesucht, erzählt er mit tiefer, schmeichelnder Stimme die Geschichte eines Propheten, der zwanzig Jahre zuvor in Judäa gekreuzigt worden war. Er erklärt, dieser Prophet sei von den Toten zurückgekehrt und das sei das Zeichen für etwas Gewaltiges: für eine so radikale wie unsichtbare Verwandlung der Menschheit. Seine Rede wirkt ansteckend. Die Anhänger dieses seltsamen Glaubens, der sich um Paulus herum in den Niederungen von Korinth verbreitet, betrachten sich bald selbst als unentdeckbare, als Freunde und Nachbarn getarnte Mutanten.

Fabrices' Augen leuchten: »So erzählt klingt es wie eine Geschichte von Dick!« Der Romanautor Philip K. Dick war bei unserer Schreibe einer unserer wichtigsten Bezugsgrößen gewesen. Ich spüre, dass mein Publikum anbeißt, und lege nach: Ja, es klingt nach Dick, und diese Geschichte von den Anfängen des Christentums erzählt im Grunde dasselbe wie *The Returned*. Was wir in *The Returned* beschreiben, entspricht der Stimmung während der letzten Tage, in denen sich die Paulus-Anhänger zu leben wähnten: in denen sich die Toten erheben und das Weltgericht stattfindet. Eine Gemeinschaft von Ausgestoßenen und Erwählten gründet sich rund um diesen verstörenden Vorgang der Auferstehung. Es ist die Geschichte von etwas Unmöglichem, das dennoch geschieht. Ich komme in Fahrt, schenke mir Glas um

Glas nach und bestehe darauf, auch meinen Gästen nachzufüllen; und dann sagt Patrick etwas eigentlich ganz Banales, was mich aber frappiert, weil zu spüren ist, dass es ihm ganz unvermittelt in den Sinn gekommen ist, er vorher nicht darüber nachgedacht hat und es ihn in diesem Moment selbst erstaunt.

Er sagt: Wenn man darüber nachdenkt, ist es eigenartig, dass normale, intelligente Leute an etwas so Unsinniges wie die christliche Religion glauben, an etwas, das in dieselbe Kategorie gehört wie die griechische Mythologie oder Märchen. Gut, in früheren Zeiten waren die Leute abergläubisch, die Wissenschaft zählte nicht. Aber heute! Wenn jemand heute an Geschichten von Göttern glaubte, die sich in Schwäne verwandeln, um Sterbliche zu verführen, oder an Prinzessinnen, die Frösche küssen und damit zu Traumprinzen werden lassen, würde doch jeder sagen, der ist verrückt. Und doch glauben eine ganze Menge Leute an eine genauso irre Geschichte, und die werden nicht für verrückt erklärt. Selbst wenn man ihren Glauben nicht teilt, nimmt man sie ernst. Sie haben eine soziale Funktion, die vielleicht weniger wichtig ist als früher, aber die insgesamt eher positiv bewertet und respektiert wird. Sie leben ihre Schrulle und verfolgen gleichzeitig absolut vernünftige Tätigkeiten. Selbst die Präsidenten der Republik staten ihrem Oberhaupt ehrfürchtige Besuche ab. Das ist doch seltsam, oder?

2

Ja, das ist seltsam, und Nietzsche, von dem ich zurzeit jeden Morgen im Café ein paar Seiten lese, nachdem ich Jeanne in den Kindergarten gebracht habe, drückt mit seinen Worten dieselbe Verwunderung aus wie Patrick Blossier:

»Wenn wir eines Sonntag Morgens die alten Glocken brummen hören, da fragen wir uns: ist es nur möglich! diess gilt einem vor zwei Jahrtausenden gekreuzigten Juden, welcher sagte, er sei Gottes Sohn. Der Beweis für eine solche Behauptung fehlt. – Sicher-

lich ist innerhalb unserer Zeiten die christliche Religion ein aus fernem Vorzeit hereinragendes Alterthum, und dass man jene Behauptung glaubt, – während man sonst so streng in der Prüfung von Ansprüchen ist –, ist vielleicht das älteste Stück dieses Erbes. Ein Gott, der mit einem sterblichen Weibe Kinder erzeugt; ein Weiser, der auffordert, nicht mehr zu arbeiten, nicht mehr Gericht zu halten, aber auf die Zeichen des bevorstehenden Weltunterganges zu achten; eine Gerechtigkeit, die den Unschuldigen als stellvertretendes Opfer annimmt; Jemand, der seine Jünger sein Blut trinken heisst; Gebete um Wundereingriffe; Sünden an einem Gott verübt, durch einen Gott gebüsst; Furcht vor einem Jenseits, zu welchem der Tod die Pforte ist; die Gestalt des Kreuzes als Symbol inmitten einer Zeit, welche die Bestimmung und die Schmach des Kreuzes nicht mehr kennt, – wie schauerlich weht uns diess Alles, wie aus dem Grabe uralter Vergangenheit, an! Sollte man glauben, dass so Etwas noch geglaubt wird?«

Und doch wird es geglaubt. Viele Leute glauben es. Wenn sie in die Kirche gehen, sprechen sie das Glaubensbekenntnis, in dem jeder Satz den gesunden Menschenverstand beleidigt, und sie sprechen es in ihrer Muttersprache, die sie doch wohl verstehen. Mein Vater, der mich als Kind sonntags mit in die Messe nahm, bedauerte manchmal, dass diese nicht mehr auf Latein gelesen wurde. Einerseits aus Nostalgie, andererseits – ich erinnere mich noch an seinen Satz – »weil man auf Latein nicht merkt, wie dumm das ist«. Man kann die Sache locker nehmen und meinen: Diese Leute glauben ja gar nicht daran. Nicht mehr als an den Weihnachtsmann. Es gehört einfach zum Erbe, zu schönen, jahrhundertalten Bräuchen, an denen sie hängen. Indem sie sie weiterpflegen, behaupten sie, eine Beziehung zu der Geisteshaltung zu bewahren, aus der die Kathedralen und die Musik von Bach erwachsen sind und auf die man Grund hat, stolz zu sein. Sie murmeln diese Verse, weil es üblich ist, so wie wir alternativen Wohlstandsbürger, denen der sonntägliche Yogakurs die Messe ersetzt hat, unserem Lehrer vor den praktischen Übungen ein Mantra nachbrummen. Allerdings wünscht man sich in diesem Mantra, es

möge zur rechten Zeit regnen und alle Menschen mögen in Frieden leben – was sicherlich auch in die Kategorie frommer Wunsch gehört, aber nicht die Vernunft beleidigt, und das ist ein erheblicher Unterschied zum Christentum.

Trotzdem, unter den Gläubigen muss es neben denen, die sich von der Musik der Worte einlullen lassen, ohne sich um den Inhalt zu scheren, auch welche geben, die diese mit Überzeugung und in Kenntnis der Sachlage aussprechen und darüber nachgedacht haben. Wenn man sie danach fragt, antworten sie, sie glauben *wirklich*, dass vor zweitausend Jahren ein Jude von einer Jungfrau geboren wurde, drei Tage nach seiner Kreuzigung auferstand und wiederkommen wird, um die Lebenden und die Toten zu richten. Sie antworten, diese Ereignisse seien zentral für ihr ganzes Leben.

Ja, das ist allerdings seltsam.

3

Wenn ich mich einem Thema annähere, packe ich es gern von verschiedenen Seiten an. Ich hatte gerade begonnen, über die ersten christlichen Gemeinden zu schreiben, da kam mir die Idee, parallel dazu eine Reportage darüber zu machen, was inzwischen, zweitausend Jahre später, aus ihrem Glauben geworden war. Dafür wollte ich an einer dieser Wallfahrten »auf den Spuren des heiligen Paulus« teilnehmen, die von auf religiösen Tourismus spezialisierten Reiseveranstaltern angeboten werden.

Als die Eltern meiner ersten Frau noch lebten, träumten sie davon, eine solche Pilgerreise zu machen und auch nach Lourdes zu fahren, aber nach Lourdes haben sie es mehrmals geschafft, während die Paulus-Kreuzfahrt für sie ein Traum blieb. Wenn ich mich recht erinnere, beschlossen die Kinder meiner Schwiegermutter, als diese Witwe wurde, zusammenzulegen und ihr die Reise zu schenken, die sie so gern mit ihrem Mann hätte unternehmen wollen. Doch ohne ihn war ihr nicht mehr danach, und nach einigen Überzeugungsversuchen gaben sie auf.

Ich selbst hatte natürlich nicht dieselben Motive wie meine Ex-Schwiegereltern, und ich stellte mir die halbtägigen Zwischenstopps in Korinth oder Ephesus und das ihrem Reiseführer nachlaufende Pilgergrüppchen und den jungen Priester, der mit einem kleinen Fähnchen winkt und seine Schäfchen mit seinem Humor umgarnt, mit einer Mischung aus Belustigung und Schrecken vor. Ich habe festgestellt, dass der Humor des Priesters und Priesterwitze ein beliebtes Thema in katholischen Haushalten sind, allein daran zu denken ließ mich schon erschauern. In einer solchen Runde hatte ich wohl kaum Chancen, auf eine hübsche Frau zu treffen – und selbst wenn, fragte ich mich, was ich wohl von einer hübschen Frau halten würde, die freiwillig an einer katholischen Wallfahrt teilnahm: War ich so pervers, das sexy zu finden? Andererseits hatte ich ja nicht vor, mit einer Frau anzubandeln, sondern die Teilnehmer einer solchen Pilgerfahrt zehn Tage lang als repräsentative Auswahl für überzeugte Christen systematisch zu interviewen. Sollte ich bei einer solchen Umfrage eher inkognito auftreten – und vorgeben, ihren Glauben zu teilen, so wie Journalisten, die sich in neonazistische Milieus einschleusen – oder eher mit offenen Karten spielen? Ich zögerte nicht lang. Die erste Methode mochte ich nicht, und die zweite führt meiner Meinung nach immer zu besseren Ergebnissen. Ich wollte also die reine Wahrheit sagen, das hieß: Ich bin ein agnostischer Schriftsteller, der herausfinden möchte, woran Christen heute *wirklich* glauben. Wenn Sie Lust hätten, mit mir darüber zu sprechen, wäre ich sehr froh, wenn nicht, möchte ich Sie nicht weiter belästigen.

Ich kenne mich und weiß, dass es gut gelaufen wäre. Im Verlauf der Tage, der gemeinsamen Mahlzeiten und Gespräche hätte ich begonnen, Leute spannend und berührend zu finden, die mir eigentlich sehr fremd sind. Ich sah mich inmitten einer Tischrunde von Katholiken sitzen, sie auf freundliche Weise ausfragen und mit ihnen zum Beispiel Satz für Satz das Glaubensbekenntnis durchgehen. »Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde« – Sie glauben an ihn, aber wie stellen Sie sich ihn vor? Als bärtigen Mann auf einer Wolke? Als übergeordnete Macht? Als Wesen auf einer Stufe, für

die wir das sind, was Ameisen für uns sind? Als See oder Flamme tief in Ihrem Herzen? Und Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, der kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten, und dessen Herrschaft ewig währen wird? Erzählen Sie mir von diesem Gericht und dieser Herrschaft. Oder, um beim Kern der Sache zu bleiben, glauben Sie, dass er *wirklich* auferstanden ist?

Man feierte das Paulusjahr: An Bord des Schiffs würde eine Menge Klerus prangen. Auch Monsignore Vingt-Trois, der Erzbischof von Paris, sollte unter den vorgesehenen Rednern sein. Die Zahl der Pilger war groß, viele kamen zu zweit, und die meisten Einzelreisenden waren bereit, ihre Kabine mit einem Unbekannten gleichen Geschlechts zu teilen – doch darauf hatte ich nicht die geringste Lust. Mit dem Sonderwunsch einer Einzelkabine war die ganze Kreuzfahrt nicht gerade geschenkt und kostete an die 2 000 Euro. Ich bezahlte die Hälfte davon sechs Monate im Voraus. Zu diesem Zeitpunkt war die Reise schon fast ausgebucht.

Je näher der Termin rückte, desto unwohler fühlte ich mich. Es war mir peinlich, dass man auf dem Poststapel im Eingangsbereich unseres Wohnhauses einen Umschlag mit dem Briefkopf von Paulus-Pilgerreisen sehen könnte. Hélène, die mich bereits im Verdacht hatte, ein »menschelnder Kathole« zu sein, blickte einigermaßen perplex auf dieses Vorhaben. Ich erzählte nicht einem Menschen davon, und mir wurde klar, dass ich mich dafür schämte.

Was mich beschämte, war der Verdacht, ich würde nur mitfahren, um mich mehr oder weniger lustig zu machen, oder zumindest von einer so herablassenden Neugier angetrieben sein, wie sie etwa Reportagen über Zwergenwerfer, Meerschweinchenpsychiater oder Sœur-Sourire-Lookalike-Wettbewerbe beflügelt – Sœur Sourire war jene unglückliche belgische Nonne mit Gitarre und Zöpfen, die »Dominique nique nique« sang und nach einer kurzen Sternstunde des Ruhms in Alkohol und Schlaftabletten versank. Als ich zwanzig war, hatte ich ein paar Beiträge für eine Wochenzeitung geschrieben, die sich hip und provokant gab und in ihrer ersten Ausgabe eine Umfrage mit dem Titel *Beichtstühle auf dem Prüfstand* veröffentlichte. Als gläubiger Christ verkleidet,

das heißt so geschmacklos angezogen wie irgend möglich, hatte der Journalist Priester verschiedener Pariser Gemeinden damit aufs Glatteis geführt, dass er ihnen immer absurdere Sünden gebeichtet hatte. In seinem Artikel berichtete er davon in einem belustigten Tonfall, der als selbstverständlich voraussetzte, dass er tausendmal freier und intelligenter war als diese armen Priester und ihre Gläubigen. Selbst damals hatte ich das als dumm und schockierend empfunden – und das umso mehr, als derjenige, der sich etwas Ähnliches in einer Synagoge oder Moschee erlaubt hätte, sofort bei allen möglichen ideologischen Seiten einen Sturm der Entrüstung ausgelöst hätte – offenbar waren die Christen die Einzigen, über die man sich ungestraft lustig machen konnte und mit denen man die Lacher auf seiner Seite hatte. Ich begann zu glauben, dass meine geplante Safari zu den Katholen trotz meiner wohlmeinenden Beteuerungen ein bisschen vom selben Schlag war.

Es wäre noch Zeit gewesen, meine Anmeldung zu stornieren und mir die Anzahlung zurückerstatten zu lassen, aber ich war unfähig, eine Entscheidung zu treffen. Als die Zahlungsaufforderung für die zweite Rate kam, warf ich sie weg. Weitere Aufforderungen folgten, doch ich ignorierte sie. Schließlich rief mich der Reiseveranstalter an und ich antwortete, ich sei leider verhindert und könne die Reise nicht antreten. Die Dame vom Reisebüro machte mich freundlich darauf aufmerksam, dass ich das früher hätte mitteilen müssen, denn einen Monat vor der Abreise würde man niemanden mehr für meine Kabine finden; auch wenn ich nicht mitführe, müsse ich demnach die gesamten Kosten tragen. Ich wurde laut und antwortete, die Hälfte sei doch wahrlich genug für eine Kreuzfahrt, die ich nicht antreten würde. Sie hielt mir entgegen, im Vertrag sei alles eindeutig formuliert. Ich legte auf. Ein paar Tage lang dachte ich, ich könnte mich einfach tot stellen. Es gab doch sicher eine Warteliste, und bestimmt wäre irgendein frommer Junggeselle begeistert, meine Kabine zu ergattern, auf jeden Fall würden sie mich wohl kaum verklagen. Aber vielleicht ja doch. Der Reiseveranstalter hatte sicher eine Rechtsabteilung, man würde mir Einschreiben um Einschreiben schicken,

und wenn ich nicht zahlte, würde die Sache beim Amtsgericht landen. Selbst wenn ich nicht besonders bekannt war, bekam ich bei der Vorstellung, das Ganze könnte Gegenstand eines kleinen, spöttischen Zeitungsartikels werden und man könnte meinen Namen fortan mit einer lächerlichen Zechprellerei bei einer Wallfahrt für Frömmel verbinden, sofort einen Anfall von Verfolgungswahn. Wenn ich ehrlich bin – aber das ist nicht unbedingt weniger lächerlich –, muss ich zugeben, dass sich zu dieser Angst, auf frischer Tat ertappt zu werden, das schlechte Gewissen gesellte, etwas geplant zu haben, was mir mehr und mehr als eine böse Tat erschien, und dass es gerecht war, wenn ich dafür bezahlen musste. Ich wartete das erste Einschreiben also nicht ab und überwies die zweite Rate.

4

Je länger ich um dieses Buch kreiste, desto klarer wurde mir, wie schwierig es ist, Leute dazu zu bringen, über ihren Glauben zu sprechen, und dass die Frage »Woran glauben Sie denn *genau*?« eine schlechte Frage ist. Im Übrigen brauchte ich erstaunlich lange, um das einzusehen, doch schließlich gestand ich mir ein, dass es albern war, Christen für ein Interview aufzusuchen, so wie ich Geiseln, vom Blitz Getroffene oder die einzigen Überlebenden eines Flugzeugabsturzes aufgesucht hätte. Denn Christen hatte ich seit Jahren in allernächster Nähe zur Hand, denn ich war selbst einer gewesen.

In Kürze: Im Herbst 1990 wurde ich »von Gnade berührt« – heute ist es mir gelinde gesagt peinlich, die Dinge so zu nennen, aber damals nannte ich sie so. Der Eifer, der aus dieser »Bekehrung« erwuchs – am liebsten würde ich alles in Anführungszeichen setzen –, hielt fast drei Jahre lang an. Während dieser Zeit ließ ich mich kirchlich trauen, ließ meine beiden Söhne taufen und ging regelmäßig in die Messe – und »regelmäßig« hieß nicht jede Woche, sondern jeden Tag. Ich beichtete und ging zur Kommu-

nion. Ich betete und hielt meine Söhne an, es mit mir zu tun – woran sie mich jetzt, da sie groß sind, gerne leicht hämisch erinnern.

Während dieser Jahre kommentierte ich jeden Tag ein paar Verse aus dem Johannesevangelium. Diese Kommentare füllen etwa zwanzig Hefte, die ich seitdem nie mehr geöffnet habe. Ich habe keine besonders guten Erinnerungen an diese Zeit und tat mein Bestes, sie zu vergessen. Und, oh Wunder des Unbewussten, es gelang mir so gut, dass ich über die Wurzeln des Christentums zu schreiben beginnen konnte, ohne den Zusammenhang mit meiner eigenen Vergangenheit zu sehen. Ohne mich daran zu erinnern, dass es in meinem Leben eine Zeit gegeben hatte, in der ich an diese Geschichte, die mich heute so interessiert, *geglaubt* hatte.

Doch jetzt ist es so weit. Ich erinnere mich. Und selbst wenn es mir Angst macht: Ich weiß, dass der Moment gekommen ist, diese Hefte wiederzulesen.

Aber wo sind sie?

5

Das letzte Mal habe ich sie 2005 gesehen, und mir ging es damals schlecht, sehr schlecht. Es war die letzte meiner großen Lebenskrisen, die ich bis heute durchgemacht habe, und eine der schlimmsten. Man kann es der Bequemlichkeit halber Depression nennen, aber ich glaube nicht, dass es sich um eine solche handelte. Auch der Psychiater, bei dem ich damals in Behandlung war, glaubte das nicht, und ebenso wenig war er der Überzeugung, dass mir Antidepressiva würden helfen können. Er hatte recht, ich habe mehrmals welche eingenommen und sie hatten keinen anderen Effekt als die unerwünschten Nebenwirkungen. Nur ein einziges Medikament verschaffte mir damals ein wenig Linderung, es war ein Mittel für Psychotiker, das dem Beipackzettel nach »bei Irrglauben und ungewöhnlichen Überzeugungen« Abhilfe schaffen sollte. Zu dieser Zeit brachte mich wirklich wenig zum Lachen,

aber diese Rede vom »Irrglauben« schon, wenn auch nicht gerade auf befreiende Weise.

In *Alles ist wahr* habe ich von meinem damaligen Besuch bei dem alten Psychoanalytiker François Roustang erzählt, aber ich habe nur das Ende beschrieben. Jetzt schildere ich den Anfang – in dieser einen Sitzung wurden sehr viele Dinge angesprochen. Zuerst breitete ich also meine Angelegenheit vor ihm aus. Ich berichtete von meinem unaufhörlichen Schmerz in der Bauchmitte, den ich mit dem Fuchs verglich, der in antiken griechischen Erzählungen und Legenden einem kleinen Spartaner die Eingeweide verschlingt; von dem Gefühl oder eher der Gewissheit, in die Ecke getrieben zu sein, weder lieben noch arbeiten zu können und nur Unglück um mich herum zu stiften. Ich berichtete, dass ich an Selbstmord dachte, und da ich zu Roustang trotz allem in der Hoffnung gekommen war, er würde mir eine andere Lösung vorschlagen, und da er zu meiner großen Überraschung nicht bereit schien, mir irgendeinen Rat zu geben, fragte ich ihn, ob er mich im Sinn einer letzten Chance, die ich mir gab, in Therapie nehmen würde. Ich hatte bereits zehn Jahre auf der Couch zweier seiner Kollegen verbracht, ohne erkennbares Ergebnis – zumindest dachte ich das damals. Roustang antwortete: Nein, dazu sei er nicht bereit. Einerseits sei er zu alt, andererseits glaube er, das Einzige, was mich interessiere, sei, den Analytiker selbst in die Ecke zu treiben, ich sei offensichtlich ein Meister in dieser Kunst, und wenn ich meine Meisterschaft ein drittes Mal unter Beweis stellen wolle, werde er mich nicht daran hindern, aber, fügte er hinzu, »nicht mit mir. Und wenn ich Sie wäre, würde ich etwas anderes tun.« »Und zwar?«, fragte ich mit der ganzen Überlegenheit des Unbelehrbaren. »Nun«, antwortete Roustang, »Sie sprachen von Selbstmord. Sich umzubringen hat zwar heutzutage keinen guten Ruf, aber manchmal ist das eine Lösung.«

Nach diesem Satz schwieg er eine Weile. Ich auch. Dann fügte er hinzu: »Wenn Sie das nicht wollen, können Sie auch leben.«

Mit diesen beiden Sätzen hatte er das System zum Einsturz gebracht, mit dem ich meine beiden vorigen Analytiker hatte in Schach halten können. Das war seinerseits gewagt, und es war

wohl dieselbe Art von Kühnheit, die auch Lacan aus einer ähnlichen medizinischen Hellsichtigkeit heraus für sich beanspruchte. Roustang hatte verstanden, dass ich, anders als ich dachte, mich nicht umbringen würde; und Schritt für Schritt und ohne dass ich ihn je widersah, begannen die Dinge besser zu laufen. Dennoch kehrte ich mit derselben Einstellung nach Hause zurück, mit der ich losgegangen war, um Roustang aufzusuchen, das heißt, nicht wirklich entschlossen, mich umzubringen, aber überzeugt, dass ich es tun werde. Über meinem Bett, auf dem ich den ganzen Tag lang reglos lag, hing an der Decke ein Haken, ich stieg auf eine Leiter und prüfte seine Belastbarkeit. Ich schrieb einen Brief an Hélène, einen weiteren an meine Söhne und einen dritten an meine Eltern. Ich räumte meinen Computer auf und löschte einige Ordner, von denen ich nicht wollte, dass jemand sie nach meinem Tod fände. Dagegen zögerte ich bei einem Karton, der schon mehrere Umzüge mitgemacht hatte, ohne dass ich ihn je zwischendurch geöffnet hatte. In diesem Karton verwahrte ich die Hefte aus meiner christlichen Phase, in die ich jeden Morgen Kommentare zum Johannesevangelium geschrieben hatte.

Ich hatte immer vor, sie irgendwann einmal wiederzulesen, vielleicht würde ich ja etwas davon gebrauchen können: Schließlich besitzt man nicht oft Dokumente aus einer Lebensphase, in der man ein völlig anderer war als der, zu dem man geworden ist, und in der man noch felsenfest an etwas glaubte, was man inzwischen als absurd betrachtet. Einerseits hatte ich keine Lust, diese Dokumente nach meinem Tod zu hinterlassen. Andererseits würde ich es im Fall, dass ich mich nicht umbrächte, sicher bedauern, sie zerstört zu haben.

Wunder des Unbewussten, zweite Folge: Ich erinnere mich nicht, was ich tat. Oder doch: Einige Monate schleppte ich mich noch mit meiner Depression herum, dann machte ich mich daran, *Ein russischer Roman* zu schreiben, und dieser holte mich aus dem Abgrund heraus. Doch auf dem letzten Bild, das ich von dem Karton im Kopf habe, steht dieser auf dem Teppich meines Arbeitszimmers vor mir, ich öffne ihn nicht und frage mich, was ich damit anstellen soll.

Sieben Jahre später sitze ich in demselben Arbeitszimmer in derselben Wohnung und frage mich, was ich tatsächlich mit ihm angestellt habe. Hätte ich ihn beseitigt, würde ich mich wohl daran erinnern. Vor allem, wenn ich ihn auf theatralische Weise beseitigt hätte, verbrannt zum Beispiel, aber vielleicht war ich auch prosaischer vorgegangen und hatte ihn einfach in den Müll geworfen? Und wenn ich ihn aufbewahrt habe, wo habe ich ihn dann hingetan? In einen Safe auf der Bank? Das wäre wie ihn verbrannt zu haben, daran würde ich mich erinnern. Nein, er musste in der Wohnung geblieben sein, und wenn er in der Wohnung geblieben ist ...

Jetzt bin ich Feuer und Flamme.

6

Vor meinem Arbeitszimmer gibt es einen Wandschrank, in dem wir Koffer, Handwerkszeug und die Schaumstoffmatratzen verwahren, die wir benutzen, wenn Freundinnen von Jeanne bei uns übernachten, Dinge eben, die wir selten brauchen. Aber es ist wie in dem Kinderbuch *Eine dunkle, dunkle Geschichte*, wo es in einem dunklen, dunklen Schloss einen dunklen, dunklen Flur gibt, der zu einem dunklen, dunklen Zimmer führt, in dem ein dunkler, dunkler Schrank steht und so weiter – ganz hinten in diesem Wandschrank gibt es noch einen anderen, kleineren, niedrigeren, unbeleuchteten Stauraum, der natürlich schwer zugänglich ist und in dem wir die Dinge verwahren, die wir nie benutzen und die dort praktisch unerreichbar bleiben, bis ein neuerlicher Umzug uns dazu zwingt, über ihr Schicksal zu entscheiden. Im Wesentlichen ist es das gewöhnliche Sammelsurium jeder Rumpelkammer: alte, zusammengerollte Teppiche, ausrangierte Hifi-Geräte, ein Koffer mit Audiokassetten und Müllsäcke mit Kimonos, Prätzen und Boxhandschuhen, die von der Leidenschaft meiner beiden Söhne und mir für Kampfsportarten zeugen. Gut die Hälfte des Raumes ist allerdings mit etwas weniger Gewöhnlichem gefüllt: der Ermittlungsakte von Jean-Claude Romand, der im Januar

1993 seine Frau, seine Kinder und seine Eltern umbrachte, nachdem er ihnen mehr als fünfzehn Jahre lang weisgemacht hatte, er sei Arzt, während er in Wirklichkeit nichts war und seine Tage in seinem Auto, auf Rastplätzen oder auf Wanderwegen in den dunklen Wäldern des Jura verbrachte.

Das Wort »Akte« ist trügerisch. Es handelt sich nicht um *eine* Akte, sondern um fünfzehn kartonierte, verschnürte Ordner, jeder sehr schwer und mit Dokumenten gefüllt, die von endlosen Verhören über Kilometer von Bankauszügen bis hin zu Expertenberichten reichen. Wahrscheinlich ahnte jeder, der damals über diesen Fall berichtete, so wie ich, dass diese Zehntausende von Blättern eine Geschichte erzählten und man diese Geschichte herausarbeiten musste wie ein Bildhauer eine Statue aus einem Marmorblock. Während der schwierigen Jahre, die ich damit verbrachte, diese Ereignisse zu dokumentieren und zu erzählen, war Romands Akte für mich jedenfalls *das* Objekt der Begierde. Solange ein Prozess noch nicht stattgefunden hat, ist eine solche Akte der Öffentlichkeit prinzipiell nicht zugänglich, und ich durfte sie nur aufgrund der speziellen Gunst von Romands Anwalt in dessen Lyoner Praxis einsehen. Man ließ mich ein oder zwei Stunden lang in einem kleinen, fensterlosen Raum allein damit, und ich durfte mir Notizen machen, aber keine Fotokopien anfertigen. Obgleich ich jedes Mal extra aus Paris anreiste, kam es auch vor, dass der Anwalt zu mir sagte: »Nein, heute geht es nicht und morgen auch nicht, kommen Sie doch in zwei Wochen wieder.« Ich glaube, irgendwie hatte er Spaß daran, mich zappeln zu lassen.

Nach dem Prozess, in dem Jean-Claude Romand zu lebenslänglicher Haft verurteilt wurde, gestaltete es sich einfacher: Da er, so wie es üblich ist, zum Eigentümer seiner Prozessakte wurde, gestattete er mir, darüber zu verfügen. Allerdings durfte er sie nicht bei sich in der Haft aufbewahren und hatte sie deshalb einer katholischen Gefangenenbetreuerin anvertraut, die seine Freundin geworden war. Ich fuhr zu ihr in die Nähe von Lyon, um die Unterlagen abzuholen. Ich belud den Kofferraum meines Autos mit den Kartons, und als ich zurück in Paris war, lagerte ich sie

vorübergehend in der kleinen Wohnung in der Rue du Temple ein, wo ich damals arbeitete. Fünf Jahre später erschien *Der Widersacher*, mein Buch über den Fall Romand. Die Häftlingsbetreuerin rief mich an, um mir mitzuteilen, sie habe die Ehrlichkeit darin geschätzt, ein Detail aber habe sie verletzt: meine Behauptung, sie habe erleichtert gewirkt, mir diesen makabren Schwarzen Peter zuschieben zu können und ihn fortan unter meinem Dach zu wissen statt unter ihrem. »Es hätte mich überhaupt nicht gestört, die Unterlagen zu behalten«, erklärte sie. »Wenn sie dich stören, kannst du sie mir gern wiederbringen. Wir haben genug Platz dafür bei uns im Haus.«

Ich dachte, bei der erstbesten Gelegenheit würde ich das auch tun, aber diese Gelegenheit ergab sich nicht. Ich hatte kein Auto mehr, keinen bestimmten Grund, nach Lyon zu fahren, und nie gab es einen geeigneten Moment, also schleppte ich die drei riesigen Kartons, in die ich die Akten verstaut hatte, im Jahr 2000 von der Rue du Temple in die Rue Blanche und 2005 von der Rue Blanche in die Rue des Petits-Hôtels. Sie wegzuwerfen kam und kommt nicht infrage: Romand hat sie mir zur Aufbewahrung anvertraut und ich muss sie ihm wiedergeben können, wenn er am Tag seiner Entlassung darum bittet. Da er eine Freiheitsstrafe von zweiundzwanzig Jahren bekommen hat und sich als mustergültiger Gefangener erweist, wird das voraussichtlich 2015 sein. Bis dahin war der beste Platz, um diese Kartons zu verwahren – die noch einmal zu öffnen ich nicht die geringste Lust und keinen Grund hatte –, der Schrank im Schrank in meinem Arbeitszimmer, den Hélène und ich am Ende »Jean-Claude Romands Zimmer« nannten. Und plötzlich schien es mir ganz klar: Wenn ich die Hefte aus meiner christlichen Phase nicht zu der Zeit, als ich glaubte Selbstmord begehen zu müssen, vernichtet hatte, mussten sie sich neben dem Untersuchungsbericht in Jean-Claude Romands Zimmer befinden.

I

EINE KRISE
(Paris, 1990–1993)

I

In den Memoiren von Casanova gibt es eine Passage, die ich sehr mag. Eingesperrt in den düsteren, feuchten Bleikammern von Venedig entwirft Casanova einen Fluchtplan. Er hat alles, was er braucht, um diesen Plan in die Tat umzusetzen, außer eines: Werg. Er braucht die Fasern, um ein Seil zu drehen – oder eine Zündschnur für einen Sprengkörper, ich weiß nicht mehr genau –, das Entscheidende ist: Wenn er es findet, ist er gerettet, wenn nicht, ist er verloren. Doch Werg liegt in einem Gefängnis nicht eben so herum. Da erinnert sich Casanova plötzlich, dass er bei der Anfertigung seiner Anzugjacke den Schneider gebeten hatte, das Futter unter den Achseln mit einer schweißbindenden Füllung zu versehen, und zwar aus ... raten Sie mal? Werg! Er, der die Kälte des Gefängnisses verfluchte, gegen die ihn seine dünne Sommerjacke so schlecht schützt, begreift: Die Vorsehung wollte, dass er genau in dieser Jacke festgenommen wurde. Jetzt hängt sie da, vor ihm, auf einem Haken an der abblätternden Wand. Er schaut sie mit klopfendem Herzen an: Im nächsten Moment wird er die Nähte aufreißen und im Futter wühlen, und dann gehört ihm die Freiheit wieder! Doch gerade als er sich über die Jacke hermachen will, hält ihn eine Befürchtung zurück: Was, wenn der Schneider seiner Aufforderung aus Schlampigkeit nicht nachgekommen ist? Normalerweise wäre das nicht schlimm. Jetzt allerdings wäre es eine Tragödie. Es steht so viel auf dem Spiel, dass Casanova sich auf die Knie wirft und zu beten beginnt. Mit einer Inbrunst, an die er sich seit seinen Kindertagen nicht mehr erinnern kann, betet er zu Gott, der Schneider möge tatsächlich Werg in seine Jacke genäht haben. Gleichzeitig steht sein Verstand nicht still. Er sagt ihm: Was soll's. Entweder ist welcher da oder es ist keiner da, und wenn es so ist, werden auch seine Gebete nichts nützen. Gott wird

kein Werg hineinzaubern oder den Schneider rückwirkend zu einem gewissenhaften Menschen machen, wenn er keiner war. Doch diese logischen Einwände hindern Casanova nicht daran, wie ein Besessener zu beten – und er wird nicht herausbekommen, ob sein Gebet dafür irgendwie von Nutzen war, jedenfalls befindet sich schließlich wirklich Werg in seiner Jacke. Er flüchtet.

Für mich stand weniger auf dem Spiel, und ich habe auch nicht auf Knien gebetet, ich möge die gesammelten Zeugnisse meiner christlichen Phase im Zimmer von Jean-Claude Romand finden, aber sie waren tatsächlich dort. Nachdem ich die achtzehn in rote und grüne Pappdeckel eingebundenen Hefte aus dem Karton gezogen hatte, schlich ich um sie herum wie die Katze um den heißen Brei. Als ich mich endlich durchrang, das erste zu öffnen, fielen zwei zusammengefaltete, maschinengeschriebene Blätter heraus, auf denen ich Folgendes las:

Absichtserklärung von Emmanuel Carrère zu seiner Hochzeit mit Anne D. am 23. Dezember 1990.

»Anne und ich leben seit vier Jahren zusammen. Wir haben zwei Kinder. Wir lieben uns und sind uns dieser Liebe so sicher, wie man es nur sein kann.

Wir waren es auch schon vor ein paar Monaten, als uns eine kirchliche Heirat noch nicht notwendig erschien. Wir gingen einer solchen nicht etwa aus dem Weg, weil wir keine Verpflichtung eingehen oder irgendetwas aufschieben wollten. Im Gegenteil, wir betrachteten uns als einander verpflichtet und dazu bestimmt, in guten wie in schlechten Zeiten miteinander zu leben, zu reifen und alt zu werden, und somit einer von uns dazu berufen, den Tod des anderen zu ertragen.

Unabhängig von jedem religiösen Glauben war ich überzeugt, dass die Herausforderung eines gemeinsamen Lebens darin besteht, durch das Erkennen des anderen sich selbst zu erkennen und beim anderen dieselbe Erfahrung zu unterstützen. Ich meinte, das Reifen des einen sei die Bedingung für das Reifen des anderen und Annes Wohlergehen anzustreben liefe darauf hinaus, für mein

eigenes zu sorgen – welches ich, zugegeben, nicht aus den Augen verlor. Ich begann sogar zu ahnen, dass dieses gemeinsame Reifen nach bestimmten Gesetzen geschieht, nämlich denen der Liebe, wie sie Johannes der Täufer beschreibt: »Sie muss wachsen, ich aber muss abnehmen.«

Ich hatte aufgehört, in diesen Worten den Bodensatz eines Masochismus zu sehen, bei dem der andere nur erhoben werden kann, wenn man sich selbst erniedrigt. Ich hatte verstanden, dass ich mehr an Anne, ihr Glück und ihre Selbstverwirklichung denken musste als an mich selbst – denn je mehr ich an sie denken würde, desto mehr würde ich für mich tun. Ich entdeckte letztlich eines der Paradoxe, die das Christentum ausmachen und die Weisheit dieser Welt als Torheit bloßstellen, nämlich: dass man gut daran tut, seine eigenen Interessen zu vernachlässigen und sich selbst aus dem Blick zu verlieren, um sich zu lieben.

Das fiel mir schwer. All unsere Nöte haben ihre Wurzel in der Selbstliebe, und die meine ist besonders tyrannisch – was durch die Ausübung meines Berufs noch begünstigt wird (ich schreibe Romane, einer jener »wahnwitzigen Berufe«, sagte Paul Valéry, bei dem man auf das eigene Selbstbild und dessen Veräußerung setzt). Natürlich bemühte ich mich, diesem Pfuhl aus Angst, Eitelkeit, Selbsthass und Eigensucht zu entkommen, aber in meinen Versuchen glich ich dem Baron von Münchhausen, der an den eigenen Haaren reißt, um sich aus dem Sumpf zu ziehen.

Ich hatte immer geglaubt, nur auf mich zählen zu können. Der Glaube, auf dessen Weg ich erst vor wenigen Monaten geführt worden bin, befreite mich von dieser erschöpfenden Illusion. Ich verstand plötzlich, dass es uns gegeben ist, zwischen Leben und Tod zu wählen, dass Christus das Leben ist und sein Joch leicht. Seitdem empfinde ich beständig diese Leichtigkeit und warte darauf, dass auch Anne davon angesteckt wird und dem Gebot des heiligen Paulus, immer frohen Muts zu sein, so folgt, wie auch ich ihm gern folgen möchte.

Ich glaubte damals, unsere Beziehung und ihr Bestand hänge nur von uns ab, von unserer freien Entscheidung und unserer Redlichkeit. Ich wollte nichts anderes zustande bringen als ein lie-

bevolles Zusammenleben mit Anne, aber ich zählte dabei nur auf unsere eigenen Kräfte und fürchtete mich natürlich vor deren Versagen. Ich weiß jetzt, dass nicht wir dieses Leben in Liebe zuwege bringen, sondern Christus in uns.

Deshalb ist es mir nun wichtig, unsere Liebe in seine Hände zu legen und ihn um die Gnade zu bitten, sie wachsen zu lassen.

Deshalb betrachte ich auch unsere Heirat als meinen wahren Eintritt in ein Leben mit den Sakramenten, von dem ich seit meiner Erstkommunion aus, sagen wir, Zerstreung abgekommen war.

Deshalb erachte ich es außerdem für bedeutsam, dass uns ein Priester traut, dem ich zum Zeitpunkt meiner Bekehrung begegnet bin. Als ich in seiner Messe saß, für mich die erste seit zwanzig Jahren, wurde mir die Notwendigkeit einer kirchlichen Heirat bewusst und ich hielt es für passend, den Hochzeitssegens von ihm in Kairo zu erhalten. Ich bin der Gemeinde und dem Bischof, dem ich nun unterstehe, sehr dankbar, Verständnis für diesen Wunsch zu zeigen, der, wenn er auch sentimental ist, keiner bloßen Laune entspringt.«

2

Natürlich hat es mich erschüttert, diesen Text wiederzulesen. Vor allem trifft mich, dass er mir von der ersten bis zur letzten Zeile falsch zu klingen scheint und ich dennoch keinen Anlass habe, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Zudem ist derjenige, der ihn vor zwanzig Jahren verfasst hat, abgesehen von seiner religiösen Inbrunst nicht so verschieden von dem, der ich heute bin. Sein Stil kommt ein bisschen salbungsvoll daher, dennoch ist es meiner. Wenn man mir heute den Anfang eines dieser Sätze gäbe, würde ich ihn auf dieselbe Weise beenden. Vor allem ist der Wunsch nach einer verbindlichen und dauerhaften Liebesbeziehung noch immer der gleiche. Es hat sich nur die Adressatin dieses Wunsches geändert. Seine jetzige passt besser zu mir, und ich muss mich nicht so sehr zwingen, um daran glauben zu können, dass Hélène

und ich auf friedliche und sanfte Art zusammen altern werden; aber was ich heute für das Rückgrat meines Lebens halte oder halten will, hielt ich auch schon vor zwanzig Jahren dafür oder wollte es tun, und zwar in fast identischen Begriffen.

Dennoch gibt es etwas, worüber ich in diesem Brief nicht spreche und was doch sein Hintergrund ist, nämlich, dass Anne und ich sehr unglücklich waren. Wir liebten uns, das schon, aber wir liebten uns schlecht. Wir hatten beide gleichermaßen Angst vor dem Leben und waren beide fürchterlich neurotisch. Wir tranken zu viel, liebten uns wie Ertrinkende, und jeder von uns neigte dazu, den anderen für sein Unglück verantwortlich zu machen. Bereits seit drei Jahren war es mir nicht mehr gelungen zu schreiben – was ich damals als den einzigen Grund für mein Erdendasein ansah. Ich fühlte mich ohnmächtig und in diesen Vorort des Lebens verbannt, als der sich eine unglückliche Ehe entpuppt, dazu verurteilt, für immer gereizt in dieser Situation auszuharren. Ich sagte mir, ich sollte mich trennen, aber ich befürchtete, damit eine Katastrophe auszulösen. Anne zu zerstören, unsere beiden Jungen zu zerstören und auch mich selbst. Um meine Lähmung zu rechtfertigen, hielt ich mir vor, was mir widerfahre, sei eine Prüfung, und das Gelingen meines und unseres Lebens hänge von meiner Fähigkeit ab, in dieser ganz offensichtlich ausgeweglosen Situation nicht aufzugeben und einfach das Handtuch zu werfen, wie es der gesunde Menschenverstand nahelegte. Die Vernunft war mein Feind. Ich zog ihr eine mysteriöse Ahnung vor, von der ich mir einredete, sie würde mir irgendwann einen ganz anderen und ganz bestimmt positiveren Sinn offenbaren.

3

Ich muss jetzt auf meine Patentante Jacqueline zu sprechen kommen. Wenige Menschen haben mich so beeinflusst wie sie. Sie war sehr jung Witwe geworden und war sehr schön, heiratete aber später nie wieder. In den sechziger Jahren veröffentlichte sie bei

namhaften Verlagen mehrere Bände mit Gedichten zwischen Liebeslyrik und Mystik, die vielleicht an Catherine Pozzi erinnern konnten (falls Sie Catherine Pozzi nicht kennen – sie war die Geliebte von Paul Valéry und eine Mischung aus Simone Weil und Louise Labé –, suchen und lesen Sie das Gedicht Ave!). Später gab meine Patentante diese weltliche Lyrik auf und schrieb nur noch liturgische Lobgesänge. Ein nicht unerheblicher Teil der Loblieder, die in französischen Kirchen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil gesungen werden, stammen von ihr. Sie lebte in einer schönen Wohnung in der Rue Vaneau, im selben Gebäude, in dem André Gide gelebt hatte; und etwas von der gelehrten, fast strengen Atmosphäre, die während der Zwischenkriegszeit bei der *Nouvelle Revue Française* geherrscht haben muss, umgab sie noch immer. In einer Zeit, als dies weniger geläufig war als heute, war sie bereits sehr bewandert in östlichen Weisheitslehren und praktizierte Yoga – wodurch sie sich bis ins hohe Alter die Geschmeidigkeit einer Katze bewahrte.

Einmal, ich war dreizehn oder vierzehn Jahre alt, forderte sie mich auf, mich der Länge nach auf den Teppich in ihrem Wohnzimmer zu legen, die Augen zu schließen und mich auf meine Zungenwurzel zu konzentrieren. Diese Anweisung wirkte sehr verunsichernd und beinahe schockierend auf mich. Ich war ein überaus kultivierter Jugendlicher und besessen von der Furcht, hinter Licht geführt zu werden. Ich hatte mir schon früh angewöhnt, all das »amüsant« zu finden – das war mein Lieblingsadjektiv –, was mich in Wirklichkeit anzog und mir Angst machte: die anderen, die Mädchen, die Lebensenergie. Mein Ideal bestand darin, das absurde Treiben der Welt mit dem überlegenen Lächeln dessen, den nichts berühren kann, zu beobachten, ohne daran teilzunehmen. In Wirklichkeit war ich voller Panik. Die Gedichte und die Mystik meiner Patentante waren zwar ein gefundenes Fressen für meine lauernde Ironie, aber ich spürte auch, dass Jacqueline mich liebte, und ich vertraute ihr – soweit es mir damals möglich war, jemandem zu vertrauen. In besagtem Augenblick behalf ich mich also damit, es schlicht lächerlich zu finden, mich auf den Boden zu legen und an meine Zunge zu denken. Doch ich gehorchte und

versuchte meine Gedanken fließen zu lassen, ohne sie zurückzuhalten oder zu bewerten, und machte an diesem Tag die ersten Schritte auf einem Weg, der mich später zu den Kampfkünsten, zum Yoga und zur Meditation führte.

Das ist einer der zahlreichen Gründe, warum ich meiner Patentante noch heute sehr dankbar bin. Etwas, das von ihr ausging, beschützte mich vor den größten Irrtümern. Sie brachte mir bei, die Zeit als Verbündete zu betrachten. Manchmal scheint mir, meine Mutter habe schon bei meiner Geburt geahnt, dass sie mir zwar viele Waffen kultureller und intellektueller Art würde mitgeben können, aber dass sie für eine ganze Dimension der Existenz, von der sie wusste, dass sie wesentlich war, auf den Einfluss von jemand anderem würde bauen müssen – und diese Rolle erfüllte Jacqueline, die älter war als sie, sowohl exzentrisch als auch vollkommen in sich ruhend, und die auch schon meine Mutter unter ihre Fittiche genommen hatte, als diese zwanzig Jahre alt gewesen war. Meine Mutter hatte ihre Eltern früh verloren, war in Armut aufgewachsen und ihre größte Angst war es, in der Welt nichts zu gelten. Jacqueline war eine Art Mentorin für sie und das Sinnbild einer gefestigten Frau, vor allem aber stand sie für diese Dimension des ... wie soll man dazu sagen, des Spirituellen? Das Wort gefällt mir nicht, aber egal, jeder weiß wohl in etwa, was damit gemeint ist. Meine Mutter wusste, dass so etwas existiert, oder eher, sie weiß, dass es existiert, dass dieses innere Reich das einzig wirklich Erstrebenswerte ist, der Reichtum, für den das Evangelium empfiehlt, auf alle anderen zu verzichten. Aber ihre komplizierte persönliche Vergangenheit bewirkte, dass diese anderen Reichtümer – Erfolg, soziale Stellung, Bewunderung von möglichst vielen Seiten – für sie unendlich wichtig und erstrebenswert wurden und sie ihr ganzes Leben darauf verwandte, sie zu erlangen. Sie hat es geschafft, sie hat alles bekommen, doch sie hat sich nie gesagt: »Ich habe genug.« Es steht mir nicht zu, den ersten Stein zu werfen, ich bin genau wie sie. Ich brauche immer noch mehr Ruhm und will immer noch mehr Platz im Bewusstsein anderer einnehmen. Aber ich glaube, meine Mutter hatte dennoch immer eine Stimme in sich, die sie daran erinnerte, dass ein ande-

rer Kampf, der wahre Kampf, anderswo auszufechten war. Um diese Stimme zu hören, las sie ihr ganzes Leben lang mehr oder weniger heimlich Augustinus und besuchte Jacqueline. Und damit auch ich diese Stimme vernähme, vertraute sie mich Jacqueline gewissermaßen an. Aus Scham machte sie Scherze darüber und sagte zum Beispiel: »Na, warst du wieder bei Jacqueline? Hat sie dir von deiner Seele erzählt?« Und ich antwortete im selben ironischen Tonfall: »Ja natürlich, worüber soll man sonst mit Jacqueline sprechen?«

Es war einfach Jacquelines Rolle: Sie erzählte einem von der eigenen Seele. Man ging zu ihr – und wenn ich »man« sage, hieß das nicht nur meine Mutter und ich oder manchmal mein Vater, sondern auch Dutzende andere Personen ganz unterschiedlicher Altersgruppen und Milieus, die nicht unbedingt gläubig waren, aber die in die Rue Vaneau zu einem Gespräch unter vier Augen kamen, so wie man einen Psychoanalytiker oder einen Beichtvater aufsucht. In ihrer Gegenwart fiel jede Pose in sich zusammen. Man konnte nur offenherzig mit ihr sprechen. Und man wusste, kein Sterbenswörtchen würde ihr Wohnzimmer verlassen. Sie schaute einen an und hörte zu. Man fühlte sich gesehen und angehört wie niemals zuvor, und dann sprach sie über einen wie nie ein anderer zuvor.

Meine Patentante litt in ihren letzten Lebensjahren unter apokalyptischen Wahnvorstellungen, was mich überaus traurig machte. Nach der Logik ihres Lebens hätte ihr Ende seine lichterfüllte Krönung sein müssen, stattdessen fiel sie in geistige Umnachtung – ich denke nicht gerne daran. Aber bis zum Alter von achtzig Jahren war sie einer der außergewöhnlichsten Menschen, die ich je gekannt habe, und ihre Art, ein solcher zu sein, brachte mein gesamtes Koordinatensystem ins Wanken. Damals bewunderte und beneidete ich nur eine einzige Kategorie von Menschen: Kunstschaffende. Ich konnte keinen anderen Sinn im Leben erkennen als den, ein großer Künstler zu sein – und ich hasste mich, weil ich glaubte, im besten Fall ein kleiner werden zu können. Jacquelines Gedichte beeindruckten mich nicht besonders, aber

wenn ich um mich herum nach einem Menschen suchte, den ich als erfüllt hätte bezeichnen können, war sie es. Die wenigen mir bekannten Schriftsteller oder Filmemacher konnten Jacqueline nicht das Wasser reichen. Sie genossen durch ihr Talent, ihr Charisma und ihre beneidenswerte Stellung im Leben zwar gewisse berufliche Vorteile, doch selbst wenn ich nicht wusste, worin genau, sprang es einem in die Augen, dass Jacqueline *weiter* war. Ich meine, sie war ihnen nicht nur auf seelischer und moralischer Ebene voraus, sondern vor allem wusste sie mehr über diese Sphären und es ergaben sich mehr Verknüpfungen in ihrem Bewusstsein. Ich weiß tatsächlich nicht, wie ich es besser ausdrücken soll: Sie war einfach weiter – so wie man in der Biologie von einem weiter entwickelten und deshalb auch komplexeren Organismus sprechen kann.

Umso irritierender war es für mich, dass sie eine glühende Katholikin war. Ich selbst war nicht nur nicht gläubig, sondern der Großteil meines Lebens spielte sich in einem Milieu ab, in dem es als selbstverständlich galt, nicht gläubig zu sein. Als Kind ging ich zwar zum Religionsunterricht und feierte Erstkommunion, aber diese christliche Erziehung war so formell und für mich so nebensächlich, dass es gar keinen Sinn ergäbe zu behaupten, ich hätte zu irgendeinem Zeitpunkt meinen Glauben verloren. Über Seelendinge zu sprechen lag meiner Mutter ebenso fern wie über Sex zu reden, und mein Vater hielt sich zwar wie bereits gesagt an die Form, genierte sich aber nicht, über den Inhalt zu spotten. Er ist ein Mann alter Schule, ein bisschen Voltaire-, ein bisschen Maurras-Anhänger und das Gegenteil eines Marxisten, aber Voltaire- und Maurras-Anhänger sind sich in einem Punkt mit den Marxisten einig: Die Religion ist das Opium des Volkes. Von daher sprach ich mit keinem meiner Freunde, mit keiner der Frauen, die ich liebte, und nicht einmal mit weit entfernten Bekannten über dieses Thema. Es gehörte noch nicht einmal zu dem, was wir ablehnten, sondern befand sich völlig außerhalb unserer Gedanken und Erfahrungen. Ich konnte mich zwar für Theologie interessieren, aber, wie Borges sagt, so als handle es sich um einen speziellen Zweig der Fantasy-Literatur. Wenn jemand mir anvertraut

hätte, er glaube an die Auferstehung Christi, hätte ich ihn für ziemlich seltsam gehalten – so seltsam wie einen, der sich, entsprechend Patrick Blossiers Bemerkung, für die Götter der griechischen Mythologie nicht nur interessiert, sondern an sie *glaubt*.

Was also sollte ich mit Jacquelines Religiosität anfangen? Ich fing gar nichts damit an. Was der Kern ihrer Persönlichkeit und ihres Lebens war, hatte ich beschlossen als eine Schrulle zu betrachten, die ich ignorieren konnte; ich nahm aus den Gesprächen mit ihr einfach nur das mit, was mir etwas sagte. Ich ging sie besuchen, damit sie über mich sprach, und sie sprach so gut über mich, dass ich es hinnehmen konnte, wenn sie im selben Zug auch von »meinem Herrn« sprach – so nannte sie Gott. Einmal wies ich sie darauf hin, und sie antwortete, das sei dasselbe: Wenn sie von mir spreche, spreche sie von Ihm, und wenn sie von Ihm spreche, spreche sie von mir. Irgendwann würde ich es verstehen. Ich zuckte mit den Schultern. Ich hatte keine Lust, es zu verstehen. Einer meiner Freunde hatte als Kind von einem gleichaltrigen Jungen erzählen hören, der eine religiöse Erfahrung gemacht hatte und später Priester geworden war. Diese erbauliche Geschichte hatte meinen Freund in Angst und Schrecken versetzt. Er empfand eine solche Furcht, ihm könne das Gleiche zustoßen, dass er jeden Abend zum lieben Gott betete, keine religiöse Erfahrung machen und nicht Priester werden zu müssen. Ich war wie er, und ich war froh darüber. Doch das brachte Jacqueline nicht aus dem Konzept. »Du wirst schon sehen«, prophezeite sie.

Ich glaube, als Jugendlicher und als junger Mann war ich sehr unglücklich, aber ich wollte es nicht wahrhaben, und tatsächlich nahm ich es auch nicht wahr. Mein Verteidigungssystem, das sowohl auf Ironie als auch den Stolz, Schriftsteller zu sein, gegründet war, funktionierte ganz gut. Erst als ich in den Dreißigern war, fraß es sich fest. Ich konnte nicht mehr schreiben, ich verstand nicht zu lieben, und mir wurde bewusst, nicht liebenswert zu sein. Ich zu sein wurde mir buchstäblich unerträglich. Als ich mich Jacqueline in diesem Zustand ausgeprägter Not zeigte, war sie nicht sonderlich überrascht. Sie betrachtete ihn als Fortschritt. Ich

glaube sogar, dass sie dazu bemerkte: »endlich!« Schutzlos, verletzt und des Selbstbildes beraubt, das mir erlaubt hatte, einigermaßen durchzuhalten, wurde ich zugänglich für meinen Herrn. Etwas früher hätte ich heftigst protestiert. Ich hätte entgegnet, mit »meinem Herrn« habe ich nichts am Hut und ich brauche diesen Trost für Ohnmächtige und Besiegte nicht. Doch dann litt ich so sehr, wurde mir jeder weitere Moment, den ich in meiner Haut verbringen sollte, zu einer solchen Folter, dass ich reif war, jenen Sätzen aus dem Evangelium zuzuhören, die sich an die wenden, die von einer zu schweren Last gebeugt werden und diese nicht mehr zu tragen vermögen.

»Versuch jetzt, es zu lesen«, riet mir Jacqueline und schenkte mir eine Ausgabe der *Bible de Jérusalem* – ich habe sie noch immer auf meinem Schreibtisch liegen und schlage sie, seit ich dieses Buch begonnen habe, zwanzigmal am Tag auf. »Versuch außerdem, nicht zu schlau sein«, fügte sie hinzu.

4

Zu Beginn des Sommers 1990 machte mir Jacqueline ein weiteres Geschenk. Schon oft hatte sie mir von ihrem zweiten Patensohn erzählt und angedeutet, es wäre schön, wenn wir uns einmal kennenlernten. Doch sobald sie diese Worte aussprach, hielt sie kopfschüttelnd inne: Wäre es wirklich schön? Hättet ihr euch überhaupt etwas zu sagen? Wohl kaum. Es ist zu früh.

In diesem Sommer der totalen Starre hielt sie es nicht mehr für verfrüht und riet mir, ihn anzurufen. Zwei Tage später klingelte an der Tür unserer Wohnung in der Rue de l'École-de-Médecine ein Mann, der etwas älter war als ich, mit blauen Augen und roten, bereits angegrauten Haaren – inzwischen sind sie vollkommen weiß, Hervé ist gerade sechzig geworden. Die Art von Mann, der lange Zeit wie ein Junge, dann recht früh wie ein Greis und nie wirklich wie ein Erwachsener aussieht. Ein Mann, der auf den ersten Blick keinen besonderen Eindruck macht, ein unscheinbarer Typ, ohne sichtbaren Glanz. Wir begannen zu reden – das

heißt, ich begann von mir und der Krise, die ich gerade durchmachte, zu sprechen. Ich war redselig und nervös, verworren und hämisch. Ich rauchte Zigarette um Zigarette. Bevor ich einen Satz begann, korrigierte und nuancierte ich ihn schon und warnte, er sei nicht genau genug, denn das, was ich zu sagen hätte, sei eigentlich viel umfassender und komplexer. Hervé dagegen sprach wenig und unbesorgt. Ich lernte später auch seinen Humor kennen, aber was mich bei unserer ersten Begegnung aus dem Konzept brachte, war seine völlige Ironiefreiheit. Alles, was ich damals sagte und dachte, selbst der ehrlichste Ausdruck meiner Not, schwamm in einer Marinade aus Ironie und Sarkasmus. Dieser Charakterzug scheint mir damals in der kleinen Welt, in der ich lebte – der Pariser Buch- und Journalismus-Welt Ende der achtziger Jahre –, sehr verbreitet gewesen zu sein. Wir sprachen nie anders als mit einem Grinsen im Gesicht. Das war ermüdend und dumm, aber wir waren uns dessen nicht bewusst. Ich nahm es erst wahr, als ich mit Hervé Freundschaft schloss. Er war weder ironisch noch lästerte er gern. Er versuchte auch nicht, gewitzt daherzukommen. Er machte sich keine Gedanken über den Eindruck, den er erweckte, und spielte keinerlei soziale Spielchen. Er versuchte einfach nur das, was er dachte, genau und ruhig zu formulieren. Ich möchte nicht, dass man ihn angesichts dieser Beschreibung für einen Heiligen hält, der über den Wechselfällen des irdischen Lebens schwebt. Er hatte und hat ein gehöriges Maß an Nöten, Hindernissen und Geheimnissen. Als Kind wollte er sterben. Als junger Mann nahm er LSD und sein Realitätssinn wurde davon nachhaltig geschädigt. Er hatte das Glück, einer Frau zu begegnen, die ihn so liebt, wie er ist, und für das, was er ist, und mit ihr eine Familie zu gründen und außerdem einen Beruf zu finden – er hat sein ganzes Leben lang für die Französische Presseagentur AFP gearbeitet. Ohne diese beiden Glücksfälle, die nicht selbstverständlich sind, hätte er sozial völlig verwahrlosen können. Hervé ist in einem äußerst geringen Maß gesellschaftlich angepasst. Das Einzige, worüber er sich in seinem Leben wirklich Gedanken macht, ist von »spiritueller« Natur – noch einmal stolpere ich über dieses schreckliche Wort – mit allem, was an frommer Naivität und ver-

geistigtem Pathos dazugehört. Sagen wir, Hervé gehört zu der Familie von Menschen, für die es nicht selbstverständlich ist, auf der Welt zu sein. Seit seiner Kindheit fragt er sich: Was mache ich hier? Und was ist dieses »ich«? Und was das »hier«?

Viele Leute können ihr ganzes Leben verbringen, ohne von diesen Fragen berührt zu werden – oder wenn, dann nur flüchtig, und es fällt ihnen nicht schwer, das Thema zu wechseln. Sie stellen Autos her und fahren sie, lieben, diskutieren neben der Kaffeemaschine, regen sich auf, weil es zu viele Ausländer im Land gibt, planen ihre Ferien, sorgen sich um ihre Kinder, wollen die Welt verändern, Erfolg haben, und wenn sie welchen haben, ihn nicht verlieren, sie führen Kriege, wissen, dass sie sterben werden, aber denken so wenig wie möglich daran, und all das ist wahrlich genug, um ein Leben auszufüllen. Aber es gibt noch eine andere Gattung von Menschen, denen das nicht genug ist. Oder zu viel. Auf jeden Fall ist es ihnen nicht selbstverständlich. Ob sie klüger sind als die anderen oder nicht, darüber kann man endlos diskutieren, Tatsache ist, dass sie sich nie von einer gewissen Bestürzung erholt haben, die es ihnen verbietet zu leben, ohne sich zu fragen, warum und was der Sinn von alledem ist, falls es einen gibt. Das Leben ist für sie ein Fragezeichen, und selbst wenn sie nicht ausschließen, dass es auf diese Frage keine Antwort gibt, suchen sie nach ihr, denn sie können nicht anders. Da andere vor ihnen danach gesucht haben und manche sogar behaupten, die Antwort gefunden zu haben, interessieren sie sich für deren Zeugnisse. Sie lesen Platon und die Mystiker, sie werden das, was man religiöse Gemüter nennt – und das jenseits von jeder Kirche, wie im Fall von Hervé, auch wenn er zu der Zeit, als ich ihn kennenlernte, vom Einfluss unserer Patentante geprägt und deshalb dem Christentum zugeneigt war.

Am Ende dieses ersten Mittagessens beschlossen Hervé und ich, Freunde zu werden, und wir sind es geworden. Diese Freundschaft dauert jetzt, da ich dies schreibe, bereits dreiundzwanzig Jahre an, und ihre Form hat sich in diesen Jahren seltsamerweise nicht verändert. Es ist eine intime Freundschaft. Ich schrieb vor-

hin, Hervé habe wie jedermann seine Geheimnisse, aber ich glaube, vor mir hat er keine, und das glaube ich, weil ich selbst keine vor ihm habe. Nichts ist so peinlich, dass ich es ihm nicht sagen könnte, und zwar völlig schamfrei. Es mag anmaßend klingen, so etwas zu behaupten, aber ich weiß, dass es wahr ist. Es ist eine ruhige Freundschaft, die weder Krisen noch Unterbrechungen gekannt hat und über alle sozialen Hürden erhaben ist. Wir führen so unterschiedliche Leben wie unsere Charaktere verschieden sind, und wir sehen uns immer nur zu zweit. Wir haben keine gemeinsamen Freunde. Wir leben nicht in derselben Stadt. Seit wir uns kennen, ist Hervé Korrespondent und dann Bürochef der AFP in Madrid, Islamabad, Lyon, La Haye und Nizza gewesen. Ich habe ihn an jedem dieser Orte besucht und manchmal kommt er mich in Paris besuchen, aber der wirkliche Ort unserer Freundschaft ist ein Dorf im Wallis, wo seine Mutter eine Wohnung in einem Landhaus besitzt und wohin er mich seit unserer ersten Begegnung jeden Spätsommer einlädt.

5

Seit dreiundzwanzig Jahren also treffen Hervé und ich uns jeden Frühling und jeden Herbst in diesem Dorf namens Le Levron. Wir kennen alle Wanderwege, die die benachbarten Täler durchziehen. Früher verließen wir das Haus noch vor Sonnenaufgang und machten lange Wanderungen mit Höhenunterschieden von über tausend Metern, die den ganzen Tag dauerten. Inzwischen sind wir weniger ehrgeizig und ein paar Stunden genügen uns. Stierkampfadepten bezeichnen das bisschen Raum, wo der Stier sich vor dem furchterregenden Tumult in der Arena in Sicherheit fühlt, als *querencia*. Im Laufe der Zeit sind Le Levron und Hervés Freundschaft zur zuverlässigsten meiner *querencias* geworden. Ich fahre besorgt hinauf und kehre beruhigt herab.

In jenem Sommer, es war mein erster, kam ich völlig verstört dort oben an. Die Ferien waren katastrophal verlaufen. Auf Jacquelines Rat hatte ich beschlossen, jede Art von Schreibprojekt

abzubrechen und mich stattdessen ausschließlich meiner Frau und meinem Sohn zu widmen. Die ganze Energie, die ich normalerweise in meine literarische Arbeiten investierte, wollte ich darauf verwenden, verfügbar, aufmerksam und zuvorkommend zu sein – kurz, gut zu leben, statt schlecht zu schreiben, das sollte mich ändern. Zu meiner Unterstützung wollte ich jeden Tag ein wenig in der Bibel lesen. Ich versuchte es, aber es funktionierte nicht. Anne war schwanger und so zärtlich, wie sie nur sein konnte, aber wehleidig und voller Sorge – mit gutem Grund, denn ich konnte meine Panik vor der Ankunft unseres zweiten Kindes nicht verbergen. Beim ersten war es genauso gewesen und auch fünfzehn Jahre später vor der Geburt von Jeanne war es so. Alles in allem glaube ich, kein schlechter Vater zu sein, aber ein Kind zu erwarten macht mir Angst. Wir sanken beide jeden Tag in einen langen Mittagsschlaf, aus dem uns der dreijährige Gabriel mit großem Getöse herauszureißen versuchte. Ich tauchte aus meiner depressiven Lähmung nur auf, um meine Misere aufs Neue durchzukauen und noch einmal die Eckdaten des Konflikts gegeneinanderzuhalten: einerseits die offensichtliche Tatsache, dass Anne und ich miteinander unglücklich waren, und andererseits die Überzeugung, dass ich meine Wahl getroffen hatte und das Gelingen meines Lebens davon abhing, ob ich bei dieser Wahl blieb. Vor dem Sommer hatte ich mehrere Male einen Psychoanalytiker aufgesucht und beschlossen, nach meiner Rückkehr aus den Ferien eine Behandlung zu beginnen. Diese Perspektive hätte mir Hoffnung geben können. Stattdessen machte sie mir noch mehr Angst, denn ich befürchtete, zugeben zu müssen, dass mein wirkliches Verlangen meinem Entschluss widersprach. Zum Bibellesen musste ich mich also zwingen, als täte ich es nur Jacqueline zuliebe. Ich fand es zwar ganz schön, aber ich war anmaßend genug zu glauben, viel zu unglücklich zu sein, als dass eine philosophische oder moralische Lehre oder gar ein religiöser Glaube mir irgendwie hätten helfen können. Fast hätte ich die vorgesehene Reise nach Le Levron Ende August abgesagt. Die Vorstellung, in die Schweiz zu fahren, um dort einen Typen bei seiner Mutter zu treffen, mit dem ich nur einmal zu Mittag gegessen